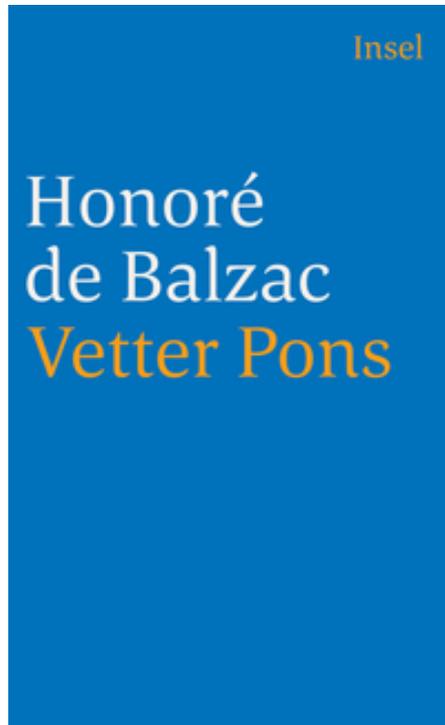


Insel Verlag

Leseprobe



Balzac, Honoré de  
**Die menschliche Komödie. Die großen Romane und Erzählungen**

Vetter Pons. Roman  
Aus dem Französischen von Franz Franzius

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 1910  
978-3-458-33610-5



Die künstlerische Geschlossenheit, die dramatische Intensität und die meisterhafte Schilderung menschlicher Leidenschaften sowie des Pariser Milieus machen den Roman *Vetter Pons* zu einem der bedeutendsten Werke von Honoré de Balzacs *Menschlicher Komödie*.

Der verarmte Musiker Sylvain Pons ist von zwei Leidenschaften besessen: dem Sammeln von Kunstgegenständen, deren materiellen Wert er übrigens nicht kennt, und der Feinschmeckerei. Der Feinschmeckerei darf er als ›armer‹ Vetter manchmal am Tisch seiner reichen Verwandten Camusot de Marville frönen, durch die er jedoch manche Demütigung einstecken muß. Als er versucht, für deren Tochter Cécile einen reichen Freier zu vermitteln, und dies zu einem die Familie kompromittierenden Fehlschlag wird, zieht er deren dauernden Zorn auf sich.

Nachdem er daraufhin tödlich erkrankt und der Wert seiner Kunstsammlung ruckartig sinkt, werden er und sein Freund Schmücke, ein naiver deutscher Musiker, den er zum Alleinerben bestimmt hatte, Opfer skrupelloser Erbschleicher, zu denen außer der Familie die Concierge Cibot, der Kunsthändler Rémonencq und der Arzt Poulain gehören.

insel taschenbuch 1910  
Honoré de Balzac  
Vetter Pons



# Honoré de Balzac

# Die Menschliche

# Komödie

*Die großen Romane und Erzählungen  
in zwanzig Bänden*

Band 10

# Honoré de Balzac

## Vetter Pons

Roman

Aus dem Französischen  
von Franz Franzius

Insel Verlag

Neu durchgesehen von Erika Wesemann

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996

insel taschenbuch 1910

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33610-5

# Vetter Pons



**I**m Oktober des Jahres 1844 gegen drei Uhr nachmittags ging ein etwa sechzig Jahre alter Mann, den aber jeder für älter gehalten hätte, den Boulevard des Italiens entlang, die Nase zu Boden gesenkt, die Lippen scheinheilig gekräuselt wie ein Krämer, der eben ein ausgezeichnetes Geschäft abgeschlossen hat, oder wie ein Junggeselle, der zufrieden aus irgendeinem Boudoir nach Hause zurückkehrt. Dies ist bei einem Mann der stärkste Ausdruck persönlicher Zufriedenheit, den man in Paris kennt. Als sie den Greis von weitem herankommen sahen, ließen die Leute, die dort den ganzen Tag auf Stühlen herumsitzen und sich dem Vergnügen hingeben, die Vorübergehenden von Kopf bis Fuß zu mustern, alle schon auf ihren Gesichtern das den Parisern so eigentümliche Lächeln hervortreten, das so vieles ausdrückt: Spott, Hohn oder Mitleid, das aber, um das Gesicht eines solchen, allen möglichen Schauspielen gegenüber so abgebrühten Parisers zu beleben, schon eine wandelnde Merkwürdigkeit ersten Ranges erfordert. Ein Wort mag vielleicht sowohl den Altertumswert dieses guten Kerls als auch den Grund für das sich wie ein Widerhall in aller Augen wiederholende Lächeln verstehen lassen. Hyacinthe, ein wegen seiner Einfälle berühmter Schauspieler, wurde einmal gefragt, wo er die Hüte machen lasse, bei deren Anblick der ganze Saal immer vor Lachen losplatzte. »Die lasse ich nicht machen, die bewahre ich so lange auf!« erwiderte er. Also, unter der Million von Schauspielern, die die große Pariser Truppe bilden, befinden sich ihres Daseins unbewußte Hyacinthes, die alle Lächerlichkeiten einer Zeit an sich aufbewahren und einem wie die Verkörperung einer ganzen Epoche erscheinen, daß sie uns zu Heiterkeitsausbrüchen hinreißen, wenn wir auf einem Spaziergang den bitteren Kummer über die Untreue eines ehemaligen Freundes in uns hineinfressen.

Durch gewisse, mit unwandelbarer Treue zur Mode des Jahres 1806 beibehaltene Einzelheiten seines Anzuges erinnerte dieser Spaziergänger an das Kaiserreich, ohne sich doch zu sehr zum Zerrbild zu machen. Eine solche Feinheit machte dem Beobachter diese Art von Geistererscheinung außerordentlich kostbar. Aber eine derartige Zusammenstellung von Kleinigkeiten verlangt jene analysierende Aufmerksamkeit, mit der der sachverständige Bummler stets begabt ist; und um schon von weitem Lachen hervorzurufen, mußte der Spaziergänger schon eine jener Ungeheuerlichkeiten bieten, die einem in die Augen springen, wie man so sagt, und nach denen unsere Schauspieler so sehr auf der Suche sind, um sich den Erfolg ihres Auftritts zu sichern. Dieser magere, dürre Greis trug einen haselnußbraunen Spenzer über einem grünlichen Rocke mit weißen Metallknöpfen! ... Ein Mann mit Spenzer im Jahre 1844, sehen Sie, das ist etwa dasselbe, als hätte Napoleon eingewilligt, auf zwei Stunden wieder lebendig zu werden.

Der Spenzer wurde, wie schon sein Name sagt, von einem auf seine schmale Taille eiteln Lord erfunden. Vor dem Frieden von Amiens hatte dieser Engländer die Aufgabe gelöst, den Oberkörper zu umhüllen, ohne den ganzen Körper durch das Gewicht jenes schrecklichen Carrick zu erdrücken, der heute auf den Rücken alter Droschkenkutscher sein Ende erlebt; da aber schmale Taillen sich in der Minderzahl befinden, hatte das Tragen eines Spenzers bei den Männern in Frankreich nur vorübergehenden Erfolg, trotzdem er eine englische Erfindung war. Beim Anblick dieses Spenzers bekleideten die Männer von vierzig bis fünfzig Jahren den alten Mann noch mit Stulpenstiefeln, mit einer pistaziengrünen Kaschmirhose und Bandschleifen daran und sahen sich dann wieder in der Tracht ihrer Jugend. Die alten Frauen erinnerten sich aufs neue ihrer Eroberungen. Die jungen Leute fragten nur, weshalb dieser alte Alkibiades seinen Mantel unten abgeschnitten habe. Alles paßte so gut zu dem Spenzer,

daß man nicht gezögert hätte, den Mann einen Empiremenschen zu nennen, wie man ja auch von einem Empiremöbel spricht; aber er verkörperte das Empire doch nur für Leute, die sich dieser prächtigen und großartigen Zeit wenigstens vom Ansehen her noch erinnerten; denn hinsichtlich der Mode ist eine gewisse Treue in der Erinnerung erforderlich. Das Empire liegt uns bereits so fern, daß es sich niemand mehr in seiner gallo-griechischen Mode vorstellen kann.

Der Hut war tief in die Stirn gezogen mit jener Art Herausforderung, durch die Verwaltungsleute und Zivilisten damals die der Militärs zu erwidern suchten. Es war übrigens ein fürchterlicher Seidenhut zu vierzehn Francs, dessen unterem Rand hohe, gewaltige Ohren weißliche, vergeblich durch Bürsten bekämpfte Stellen eingepreßt hatten. Der wie immer schlecht auf die Pappform aufgepreßte Seidenstoff warf an mehreren Stellen Falten und schien vom Aussatz erfaßt zu sein, trotz der Hand, die ihn alle Morgen sorgsam pflegte.

Unter dem Hut, der anscheinend immer im Begriffe war, herunterzufallen, erblickte man eines jener Gesichter, so schnurrig und putzig, wie nur Chinesen sie für ihre Porzellanaffen zu erfinden wissen. Dieses wie ein Schaumlöffel durchlöchernte Gesicht, in dem alle Löcher Schatten warfen, ausgehöhlt wie eine römische Maske, sprach allen Gesetzen der Anatomie Hohn. Der Blick konnte keinerlei Knochengestalt wahrnehmen. Wo der Umriß Knochen verlangte, bot das Fleisch gallertartige Halbflächen dar; und wo ein Gesicht für gewöhnlich Vertiefungen aufwies, wölbte sich dieses in schlaffen Buckeln. Dieses wunderliche, wie ein Löcherpilz zusammengedrückte Gesicht, das durch graue, von roten Strichen statt der Brauen überragte Augen besonders traurig wirkte, wurde von einer Don-Quichotte-Nase beherrscht, wie eine Ebene durch einen Findling. Eine solche Nase drückt, wie schon Cervantes bemerkt haben muß, in Narrheit ausgeartete Neigung zur Hingabe an alles Große aus. Diese vollkommen ins Komische getriebene Häßlichkeit reizte übri-

gens durchaus nicht zum Lachen. Die von den matten Augen des armen Mannes ausgehende außerordentliche Traurigkeit befahl jeden Spötter und ließ ihm seine Scherze auf den Lippen gefrieren. Es kam einem unwillkürlich in den Sinn, die Natur habe diesem armen Kerl untersagt, je irgendwelche Zärtlichkeit zu äußern, bei Strafe, die Frauen zum Lachen zu bringen oder sie zu betrüben. Der Franzose schweigt angesichts eines solchen Unglücks, das ihm als das grausamste von allen erscheint: nicht gefallen zu können!

Dieser von der Natur so schlecht behandelte Mensch war gekleidet wie alle Armen der guten Gesellschaft, und wie es die Reichen zuweilen nachzumachen versuchen. Er hatte von Gamaschen verborgene Schuhe an, nach dem Muster der für die kaiserliche Garde gemachten, die ihm zweifellos gestatteten, eine gewisse Zeitlang dasselbe Schuhwerk zu tragen. Seine schwarze Tuchhose wies rötlich schimmernde Stellen und auf den Falten weiße oder glänzende Striche auf, die nicht weniger als die Form die Zeit ihres Erwerbs bis auf drei Jahre genau anzeigten. Die Weite dieses Kleidungsstückes verhüllte schlecht genug eine mehr aus der körperlichen Verfassung als einer pythagoreischen Lebensweise herrührende Magerkeit; denn der gute Kerl hatte einen sinnlichen Mund und dicke, wulstige Lippen und zeigte beim Lachen weiße Zähne, würdig eines Haifisches. Die übergeschlagene Weste, gleichfalls aus schwarzem Tuch, aber verdoppelt durch eine weiße, unter der in dritter Reihe eine rote, gestrickte hervorleuchtete, konnte einen an die fünf Westen Garats erinnern. Ein riesiges weißes Musselinhalstuch, dessen anmaßender Knoten von einem Stutzer erfunden worden war, um die bezaubernden Frauen von 1809 damit zu bezaubern, ging so hoch übers Kinn hinauf, daß das Gesicht darin wie in einem Abgrund zu versinken schien. Eine geflochtene Seidenschnur, die Haare vortäuschen sollte, lief quer über die Hemdbrust und schützte die Uhr gegen einen unwahrscheinlichen Diebstahl. Der grünliche Rock von bemerkenswerter Sauberkeit war etwa

drei Jahre älter als die Hose; aber der schwarze Samtkragen und die neuerdings frisch aufgesetzten Knöpfe aus Weißmetall verrieten eine bis zur Kleinlichkeit getriebene Sorgfalt.

Die Art, den Hut auf dem Hinterkopf festzuhalten, die dreifache Weste, das gewaltige Halstuch, in das das Kinn hinabtauchte, die Gamaschen, die Metallknöpfe auf dem Leibrock, alle diese Überbleibsel der Empiremode standen ganz im Einklang mit der nach Rückständigkeit duftenden Gefallsucht eines ›Incroyable‹, der unaussprechlichen Geziertheit und Koketterie im Benehmen, mit der Fehlerlosigkeit und Trockenheit des Ganzen, die nach Davidscher Schule roch und an die zerbrechlichen Stühle Jacobs gemahnte. Auf den ersten Blick erkannte man übrigens in ihm den wohlerzogenen, einem geheimen Laster zur Beute gefallenen Mann oder einen der kleinen Rentiers, deren sämtliche Ausgaben bei der Mittelmäßigkeit ihrer Einkünfte so genau festgelegt sind, daß eine zerbrochene Fensterscheibe, ein zerrissener Rock oder die Seuche einer menschenfreundlichen Geldsammlung, der man nicht entrinnen kann, ihre kleinen Vergnügungen einen Monat lang verbieten. Wären Sie zugegen gewesen, Sie hätten sich gefragt, weshalb ein Lächeln dieses wunderliche Gesicht belebte, dessen gewöhnlicher Ausdruck traurig und teilnahmslos sein mußte wie bei allen Leuten, die im Verborgenen um die alltäglichsten Notwendigkeiten des Daseins ringen. Wenn man aber die mütterliche Vorsicht beobachtete, mit der dieser sonderbare Alte mit der rechten Hand einen offenbar sehr kostbaren Gegenstand unter den beiden linken Schößen seines doppelten Rockes trug, um ihn gegen unvorhergesehene Stöße zu schützen; wenn man die geschäftige Miene sah, die alle Müßiggänger annehmen, sobald sie einen Auftrag bekommen haben, dann hätten Sie ihn sofort in Verdacht gehabt, er habe so etwas wie das Schoßhündchen einer Marquise gefunden und bringe es nun triumphierend mit der geschäftigen Schöntuerei eines Mannes aus dem Empire seiner Angebeteten von sechzig Jahren

wieder, die immer noch nicht auf den täglichen Besuch ihres Verehrers zu verzichten gelernt hat. Paris ist die einzige Stadt der Welt, wo man derartige Szenen antreffen kann, die aus ihren Boulevards ein von den Franzosen der Kunst zuliebe umsonst aufgeführtes Schauspiel machen.

Nach der Schilderung dieses Mannes, der nur Haut und Knochen schien, hätte man ihn trotz seines kühnen Spenzers wohl schwerlich unter die Pariser Künstler eingereiht, deren überliefertes Vorrecht, ähnlich dem der Pariser Straßenjungen, es ist, in der Einbildungskraft der Spießbürger ausgelassensten Ulk zu entfesseln, da dieses schnurrige alte Wort nun doch einmal wieder zu Ehren gekommen ist. Und doch war dieser Spaziergänger ein Preisträger, der Verfasser der ersten vom Institut seit Wiederherstellung der Akademie in Rom preisgekrönten Kantate, nämlich Monsieur\* Sylvain Pons – der Verfasser berühmter, von unsern Müttern gegirrter Romanzen, zweier oder dreier von 1815 bis 1816 gespielter Opern, sowie einiger nicht veröffentlichter Musikwerke. Dieser würdige Mann beschloß sein Leben als Kapellmeister an einem Boulevardtheater. Dank seinem Aussehen war er Lehrer an einigen Mädchenpensionaten und besaß weiter kein Einkommen als sein Gehalt und seine Stundengelder. In seinem Alter noch Privatstunden geben zu müssen! ... Wie viele Geheimnisse in einem solchen so wenig romanhaften Dasein!

Dieser letzte Spenzerträger schleppte also mit sich mehr als

\* Im vorliegenden Text wurden die französischen Anreden und Titel verwendet: Monsieur (Herr, mein Herr), Messieurs (meine Herren), Madame (Frau, meine Dame), Mademoiselle (Fräulein, mein Fräulein), Comte (Graf), Monsieur le Comte (Herr Graf), Comtesse (Gräfin), Madame la Comtesse (Frau Gräfin), Vicomte (Vizegraf), Monsieur le Vicomte (Herr Vizegraf), Vicomtesse (Vizegräfin), Madame la Vicomtesse (Frau Vizegräfin), Duchesse (Herzogin), Monsieur le Président (Herr Präsident), Madame la Présidente (Frau Präsidentin), Monsieur l'Abbé (Herr Abbé).

die äußeren Kennzeichen der Kaiserzeit herum, er trug auch noch ein wichtiges, auf seine drei Westen geschriebenes Beweisstück an sich: er stellte unentgeltlich eines der zahlreichen Opfer des verhängnisvollen, mörderischen Wettbewerbswesens zur Schau, das in Frankreich nach hundert Jahren ergebnislosen Bestehens immer noch herrscht. Diese Verstandeskelter war von Poisson de Marigny, dem Bruder der Madame de Pompadour, eingeführt worden, der gegen 1746 zum Direktor der Académie des Beaux-Arts ernannt worden war. Nun versuchen Sie einmal, an den Fingern die Leute von Geist abzuzählen, die seit einem Jahrhundert aus den Preisträgern hervorgegangen sind! Zunächst wird keine Bemühung der Verwaltung oder der Schule an Stelle der Wunder des Zufalls treten können, dem wir unsere großen Leute verdanken. Unter allen Wundern der Zeugung ist dies das unserer heutigen ehrgeizigen Analysierungssucht unzugänglichste. Und was würden Sie von den Ägyptern denken, von denen es heißt, sie hätten Ofen erfunden, um Kücken darin auszubrüten, wenn sie diese Kücken nicht sofort auch gefüttert hätten? So aber benimmt sich Frankreich nicht, das Künstler durch den Brutofen des Wettbewerbs hervorzubringen versucht und, ist nur erst mal der Bildhauer, der Maler, der Kupferstecher, der Musiker durch dies geistlose Verfahren da, sich um ihn nicht mehr kümmert, als der Dandy sich abends um die Blume, die er sich ins Knopfloch gesteckt hat. Es kommt vor, daß der Mann, der Talent hat, ein Greuze oder Watteau ist, ein Félicien David oder Pagnest, Géricault oder Decamps, Auber oder David d'Angers, Eugène Delacroix oder Meissonier, Menschen, die sich wenig aus den großen Preisen machen und unter den Strahlen jener unsichtbaren, Berufung genannten Sonne aus der Erde schießen.

Vom Staate nach Rom geschickt, um dort ein großer Musiker zu werden, brachte Sylvain Pons sich den Geschmack an Altertümern und schönen Kunstgegenständen von dort mit. Er verstand sich wundervoll auf Meisterstücke des Hand-

werks oder des Gedankens, die man seitdem unter dem volkstümlichen Wort Kleinkunst zusammengefaßt hat. So kam dieser Sohn Euterpes als wilder Sammler um 1810 wieder nach Paris, beladen mit Bildern, kleinen Bildhauerarbeiten, Rahmen, Schnitzereien in Elfenbein, in Holz, Schmelzarbeiten, Porzellanen usw., die während seines Studienaufenthalts in Rom den größten Teil seines väterlichen Erbes sowohl durch die Kaufpreise als durch die Transportkosten verschlungen hatten. Auf die gleiche Art hatte er das Erbe seiner Mutter während der Reise verwendet, die er nach den drei pflichtgemäß in Rom zugebrachten Jahren durch Italien machte. Er wollte in Muße Venedig, Mailand, Florenz, Bologna, Neapel besuchen, in jeder Stadt als Träumer, als Weiser umherstreifen, sich dort mit der Unbekümmertheit des Künstlers aufhalten, der, um leben zu können, auf sein Talent zählt, wie ein Freudenmädchen auf seine Schönheit. Pons war während dieser herrlichen Reise so glücklich, wie ein Mann voll Seele und Zartgefühl es nur sein kann, dem seine Häßlichkeit jeden Erfolg bei den Frauen nach der 1809 geheiligten Redensart untersagt, der übrigens die Dinge dieses Lebens auch immer unterhalb seines selbsterschaffenen Ideals fand; aber er hatte sich mit diesem Mißverhältnis zwischen dem Klang seiner Seele und der Wirklichkeit abgefunden. Dieses rein und lebhaft im Herzen bewahrte Schönheitsempfinden war zweifellos auch die Grundlage für die geistvollen, feinen, anmutigen Melodien, die ihm von 1810 bis 1814 einen gewissen Ruf einbrachten. Jeder Ruf, der sich in Frankreich auf einer Beliebtheit, auf dem Zeitgeschmack, auf den Pariser Eintagslaunen aufbaut, bringt Leute vom Schlage eines Pons hervor. Es gibt kein Land, wo man so streng in großen Dingen und so geradezu verächtlich nachsichtig gegen kleine ist. Wenn Pons, sehr bald in den deutschen Tonfluten und in Rossinis Erzeugnissen ertränkt, 1824 noch ein beliebter und durch seine wenigen letzten Romanzen bekannter Musiker war, so male man sich aus, was er

1831 noch sein konnte! 1844, in dem Jahre, in dem die einzige Handlung dieses lichtlosen Lebens begann, hatte Sylvain Pons daher den Wert einer vorsintflutlichen Achtelnote erreicht; die Musikverleger übergingen sein Dasein vollständig, wenn er auch noch für mäßiges Geld die Musik zu einigen Stücken für sein Theater und ein paar benachbarte schrieb.

Der gute Mann ließ übrigens auch den berühmten Meistern unserer Zeit volle Gerechtigkeit widerfahren; eine schöne Aufführung einiger Meisterwerke brachte ihn zu Tränen; aber seine Verehrung gelangte nicht bis zu dem Punkte, wo sie an Wahnsinn streift, wie bei Hoffmanns Kreisler; von etwas Derartigem ließ er nichts durchblicken, er freute sich auf seine Art wie die Haschischins oder die Tériakis. In Paris ist der Geist der Bewunderung, des Verständnisses, die einzigen Fähigkeiten, durch die der gewöhnliche Sterbliche zum Bruder großer Dichter wird, so selten, hier, wo alle Gedanken Durchreisenden in einem großen Gasthause gleichen, daß man Pons eine ehrerbietige Wertschätzung zollen muß. Die Tatsache von Pons' Mißerfolg könnte ungeheuerlich erscheinen, aber er gestand ganz harmlos seine völlige Schwäche in der Harmonie ein; er hatte das Studium des Kontrapunktes vernachlässigt; und die neuzeitliche, über alles Maß hinausgewachsene Instrumentierung kam ihm nun, wo er sich durch frische Übungen seine Stelle unter den gegenwärtigen Tondichtern hätte erhalten können, wo er, wenn auch nicht ein Rossini, so doch ein Hérold hätte werden können, ganz unzugänglich vor. Schließlich fand er in den Freuden eines Sammlers auch so reiche Entschädigung für den Zusammenbruch seines Ruhmes, daß, hätte er zwischen dem Besitz seiner Raritäten und dem Namen Rossinis zu wählen gehabt, er – sollte man's glauben? – für seine geliebte Sammlung gestimmt hätte. Der alte Musiker befolgte den Grundsatz Chenavards, des gelehrten Sammlers kostbarer Stiche, der behauptete, man könne beim Anblick eines Ruysdael, eines Hobbema, eines Holbein,

eines Raffael, eines Murillo, eines Greuze, eines Sebastiano del Piombo, eines Giorgione, eines Albrecht Dürer kein Vergnügen empfinden, falls das Bild mehr als fünfzig Francs gekostet habe. Pons gestattete sich keine Erwerbung über hundert Francs; und wenn er fünfzig Francs für einen Gegenstand bezahlte, dann mußte dieser schon dreitausend wert sein. Die schönste Sache der Welt, die dreihundert Francs kostete, war für ihn einfach nicht vorhanden. Selten waren solche Gelegenheiten ja gewesen, aber er besaß die drei Grundbedingungen des Erfolges: die Beine eines Hirsches, die Zeit eines Bummlers und die Geduld eines Israeliten.

Dieses vierzig Jahre lang in Paris wie in Rom befolgte Verfahren hatte seine Früchte getragen. Nachdem er seit seiner Rückkehr aus Rom etwa zweitausend Francs pro Jahr ausgegeben hatte, verbarg Pons vor den Blicken aller eine Sammlung von Meisterwerken sämtlicher Gattungen, deren Stückverzeichnis die fabelhafte Zahl 1907 erreichte. Von 1811 bis 1816 hatte er während seiner Gänge durch Paris für zehn Francs gefunden, was man heute mit tausend bis zweihundert Francs bezahlen würde. Darunter waren auserlesene Gemälde aus den fünfundvierzigtausend, die jährlich in den Pariser Läden zur Ausstellung gelangen; hauchdünne Sèvres-Porzellane, bei Auvergnaten gekauft, diesen Nachfolgern der ›Schwarzen Bande‹, die karrenweise die Wunderwerke der Pompadourzeit fortgeschleppt hatten. Endlich hatte er auch die Überreste des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aufgelesen und so den geistreichen Leuten der französischen Schule Gerechtigkeit widerfahren lassen, jenen großen Unbekannten, Lepautre, Lavallée-Poussin usw., die die Stilarten Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. erschaffen haben und deren Werke die vorgetäuschten Erfindungen unserer heutigen Künstler ermöglichen, die sich unaufhörlich vor den Schätzen des Kupferstichsaales krümmen, um durch geschickte Nachahmung Neues hervorzubringen. Diesen Umschlagstellen, den unerschöpflichen Fundgruben der Sammler, verdankte

Pons viele Stücke. Das Vergnügen, seltene Stücke zu kaufen, kommt in zweiter Linie, das erste ist das Schachern. Pons hatte als erster Tabakdosen und Kleinmalereien gesammelt. Ohne Ansehen im Kleinkunsthandel, denn öffentliche Verkäufe besuchte er nicht und zeigte sich auch nicht bei den berühmten Händlern, hatte Pons keine Ahnung vom Verkaufswert seiner Schätze.

Der verstorbene Du Sommerard hatte zwar versucht, mit dem Musiker in Verbindung zu treten; aber der Fürst des Kleinkunsthandels starb, ohne in das Museum Pons vorgedrungen zu sein, das einzige, das man mit der berühmten Sammlung Sauvageot hätte vergleichen können. Zwischen Pons und Monsieur Sauvageot bestanden allerlei Ähnlichkeiten. Wie Pons Musiker, ebenfalls ohne großes Vermögen, war Monsieur Sauvageot auf dieselbe Art und Weise vorgegangen, mit denselben Mitteln, der gleichen Liebe zur Kunst, demselben Haß gegen berühmte Reiche, die sich Sammlungen zulegen, um mit den Kunsthändlern in einträglichen Wettbewerb treten zu können. Ebenso wie sein Nebenbuhler, sein Nachahmer, sein Widersacher empfand Pons im Herzen für alle diese Stücke, diese Wunderwerke der Handarbeit eine unersättliche Habgier, die Liebe eines Liebhabers zu einer schönen Geliebten; und der Wiederverkauf in den Sälen der Rue des Jeûneurs unter den Hammerschlägen der beamteten Schätzer erschien ihm wie ein Verbrechen an der Kleinkunst. Er besaß seine Sammlung, um sich ihrer zu jeder Stunde erfreuen zu können; denn für die Bewunderung großer Werke erschaffene Seelen besitzen die erhabenen Fähigkeiten wahrer Liebhaber; sie empfinden heute ebensoviel Vergnügen wie gestern, werden niemals müde, und Meisterwerke bleiben glücklicherweise ewig jung. Und der so väterlich bewahrte Gegenstand mußte wohl auch eines jener Fundstücke sein, und ihr wißt's, ihr Liebhaber, mit welcher Liebe man diese heimträgt!

Bei den ersten Umrissen dieser Lebensbeschreibung wird

nun jedermann ausrufen: ›Das ist doch trotz all seiner Häßlichkeit der glücklichste Mensch auf der Welt!‹ Kein Verdruß, keine Schrulle kann in der Tat dem Brennpunkt widerstehen, den man sich in die Seele pflanzt, wenn man sich einer Leidenschaft hingibt. Ihr alle, die ihr nur noch aus dem, was man zu allen Zeiten den Becher des Vergnügens genannt hat, trinken könnt, macht es euch zur Aufgabe, irgend etwas zu sammeln – hat man doch sogar Maueranschläge gesammelt –, und ihr werdet die Goldbarren des Glückes in kleiner Münze finden. Eine Manie ist doch ein zu einem Geisteszustand gewordenes Vergnügen! Benedet trotzdem unsern guten Pons nicht, dieses Gefühl würde wie alle derartigen Regungen auf einem Irrtum beruhen.

Dieser Mann voll so viel Zartgefühl, dessen Seele von unermüdlicher Bewunderung für die Herrlichkeit menschlicher Arbeit lebte, diesem schönen Ringen mit den Arbeiten der Natur, war ein Sklave derjenigen der sieben Todsünden, die Gott eigentlich am wenigsten streng strafen sollte: Pons war Feinschmecker. Sein geringes Vermögen und seine Leidenschaft für die Kleinkunst erlegten ihm eine so sehr in Widerspruch zu seinem Leckermaul stehende Lebensweise auf, daß der Junggeselle die Frage zunächst dadurch löste, daß er alle Tage zum Essen in die Stadt ging. Unter dem Kaiserreich hatte man nun sehr viel mehr für berühmte Leute übrig als heutzutage, vielleicht wegen ihrer geringen Anzahl und ihrer geringen Ansprüche in der Politik. Man wurde Dichter, Schriftsteller, Musiker für so wenig Geld! Als wahrscheinlicher Rivale eines Niccolo, eines Paër oder Berton erhielt Pons daher so viele Einladungen, daß er gezwungen war, sie in eine Liste einzutragen, wie Rechtsanwälte sich ihre Prozesse aufschreiben. Sich im übrigen ganz als Künstler fühlend, stellte er all seinen Gastgebern die Partituren seiner Romanzen zur Verfügung, spielte bei ihnen Klavier, brachte ihnen Eintrittskarten für Logen im Feydeau, dem Theater, für das er arbeitete; er organisierte Konzerte und spielte bei seinen Verwandten